

4. Methodischer und methodologischer Forschungsrahmen

»Der für qualitative Forschung typische offene Zugang zur sozialen Realität und der Verzicht auf vorab entwickelte Erhebungsinstrumente, die die Reichweite dessen, was im Forschungsfeld wahrgenommen, aufgenommen und verarbeitet wird, in verhältnismäßig restriktiver Form steuern und begrenzen, ist nicht gleichzusetzen mit theoretischer Voraussetzungslosigkeit. [...]. Entscheidendes Merkmal qualitativer Forschung ist allerdings, dass die vorhandenen Erwartungen und theoretischen Überzeugungen nach Möglichkeit offenen Charakter haben sollen. Sie sollen – idealiter – in einem steten Austauschprozess zwischen qualitativ erhobenem Material und zunächst noch wenig bestimmtem theoretischen Vorverständnis präzisiert, modifiziert oder revidiert werden« (Hopf 2016 S. 17).

4.1 Interpretative Sozialforschung

In diesem vierten Kapitel der Arbeit werden methodologische und methodische Perspektiven nachgezeichnet, die sowohl für die interpretative Biografieforschung als auch für die Soziolinguistik von Bedeutung sind. Als zentrale theoretische Grundlage der interpretativen Sozialforschung kann der *symbolische Interaktionismus* betrachtet werden, den Blumer folgendermassen beschreibt: »Die erste Prämisse besagt, dass Menschen Dingen gegenüber auf der Grundlage der Bedeutungen handeln, die diese Dinge für sie besitzen. Unter ›Dingen‹ wird hier alles gefasst, was der Mensch in seiner Welt wahrzunehmen vermag – physische Gegenstände, wie Bäume oder Stühle; andere Menschen, wie eine Mutter oder ein Verkäufer; Kategorien von Menschen, wie Freunde oder Feinde; Institutionen, wie eine Schule oder eine Regierung; Leitideale, wie individuelle Unabhängigkeit oder Ehrlichkeit; Handlungen anderer Personen, wie ihre Befehle oder Wünsche; und solche Situationen, wie sie dem Individuum in seinem täglichen Leben begegnen. Die zweite Prämisse besagt, dass die Bedeutung solcher Dinge aus der sozialen Interaktion, die man mit seinen Mitmenschen eingeht, abgeleitet ist oder aus ihr entsteht. Die dritte Prämisse besagt, dass diese Bedeutungen in einem interpretativen Prozess, den die Person in ihrer Auseinandersetzung mit den ihr begegnenden Dingen benutzt, gehandhabt

und abgeändert werden« (Blumer 2004, S. 322). Damit wird der Forschungsblick auf den Menschen als handelndes Wesen gerichtet, welches verschiedenen »Dingen« bestimmte Bedeutungen zumisst. Diese Relevanzsetzungen werden als hervorgebrachte soziale Produkte verstanden, die stetigen Interpretationsprozessen unterliegen bzw. situativ geprüft, umgedeutet, bestätigt oder zurückgewiesen werden (vgl. Thoma 2018, S. 72). Neben der *sozialkonstruktivistischen Wissenssoziologie* nach Alfred Schütz und Garfinkels *Ethnomethodologie*, die beide als weitere relevante Bezugsrahmen für die interpretative Sozialforschung angesehen werden können, wendet sich auch die *interpretative Soziolinguistik* von einer Vorstellung statischer Identitäten und vorgegebenen sozialstrukturellen Kategorien ab (ebd., S. 73). *Identität* wird vielmehr als soziales Konstrukt verstanden, das immer wieder neu verhandelt wird (vgl. Kap. 3.5).

Es gibt sie also nicht, die eine, richtige Interpretation von Daten. Interpretationen sind immer davon abhängig, welche Theoriebezüge gemacht werden, welche Methoden angewendet, welches Datenkorpus zur Verfügung steht und mit welchen Fragestellungen man das Forschungsinteresse auskleidet. Das heisst aber keinesfalls, dass Interpretationen beliebig und gänzlich von der Subjektivität der Forschenden abhängig sind. Wer auf dieselbe Theorie rekurriert, dieselben Methoden anwendet und dieselben Fragen an dasselbe Datenmaterial stellt, sollte im Wesentlichen auf übereinstimmende Deutungen stossen (vgl. Reichertz 2016, S. 268f.).

4.2 Biografie als Forschungsmethode

Die Biografieforschung kann auf eine lange Tradition zurückblicken, die bis ins 18. Jahrhundert zurückreicht (vgl. Krüger 2006, S. 15). Im Kontext der *Chicago School of Sociology*¹ nahm die soziologische Biografieforschung ihre Anfänge bereits in den 1920er-Jahren. Ab den 1960er-Jahren erlebt die Biografieforschung schliesslich eine Renaissance, die bis in die heutige Zeit anhält. Die Fortentwicklung biografiethoretischer Perspektiven im deutschsprachigen Raum lässt sich in grossen Teilen auf die Bielefelder Forschungsarbeiten von Fritz Schütze und seinem Team zurückführen. Der theoretische Rahmen der Biografieforschung ist vielfältig und lehnt sich an verschiedene methodologische Ansätze an, die unter anderem von hermeneutischen Interpretationsverfahren, konversationsanalytischen und soziolinguistischen Untersuchungen bis hin zu ethnografischen Ansätzen reichen (vgl. Dierckx 2018, S. 29). Gegenwärtige biografiethoretische Ansätze gehen grundlegend davon aus, dass Biografien komplexe Konstruktionsleistungen darstellen und als Lebensgeschichten zwischen Individuum und Gesellschaft verortet

1 Die *Chicago School of Sociology* war in den Jahren zwischen 1895 und 1940 in den USA vorherrschend. Ihr zentrales Forschungsfeld war vorwiegend die Stadt Chicago. Die Soziolog*innen der *Chicago School* interessierten sich für den durch die Industrialisierung und Einwanderung hervorgerufenen gesellschaftlichen Wandel. Dabei orientierten sie sich an den Grundbegriffen der *pragmatischen Handlungstheorie* von George Herbert Mead und John Dewey. Das Forschungsinteresse lag vorwiegend in der Untersuchung des Zusammenhangs von wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen und der Veränderung sozialer und kultureller Diskurse. Die Soziolog*innen bedienten sich dafür rekonstruktiver Methoden (vgl. Schubert 2007, S. 120).

sind (vgl. Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997; Hahn 2000). Dabei unterliegen biografische Erzählungen »Zugzwängen des Erzählens« und folgen meist einer typischen Erzählstruktur (vgl. Schütze 1976). Die Biografieforschung interessiert sich daher einerseits dafür, wie und weshalb gewisse Dinge erzählt und andere ausgelassen werden. Andererseits geht es ebenso darum zu verstehen, was mit dem Inhalt der Erzählungen vermittelt werden will (vgl. Busch 2017, S. 34). Eine biografische Erzählung stellt per se immer eine Interpretation des eigenen Lebens dar, stellt Kontextbezüge her, verleiht Geschehnissen Sinn und Bedeutung und verweist auf Prozesse der Subjektivierung bzw. auf Identitätsarbeit (vgl. Kalkstein 2018, S. 140ff.). Auch stellt die Konstruktion der eigenen Biografie keinen linearen, beständigen Prozess dar, sondern ist vielmehr von Veränderungen und Diskontinuitäten geprägt (vgl. Altheit 2010, S. 238). Über das Eingebettet-Sein von Biografien in gesellschaftliche Machtverhältnisse besteht innerhalb der gegenwärtigen Forschungslandschaft zwar weitgehender Konsens. Viele biografietheoretische Forschungsarbeiten fokussierten jedoch lange Zeit vorwiegend die mikrostrukturelle Ebene des Individuums (vgl. Demmer 2018, S. 54). Biografien verweisen aber immer auch auf zahlreiche gesellschaftliche Ungleichheitsdimensionen, welche die individuellen Handlungsspielräume im Leben von Menschen rahmen. In den letzten zwei Jahrzehnten geht die Biografieforschung deshalb vermehrt auch der Verwobenheit zwischen Biografie, Diskurs und Subjektivität nach (vgl. z.B. Dausien et al. 2005; Tuider 2007).

Biografien bieten die Möglichkeit, eine Vielzahl miteinander verschränkter Aspekte gesellschaftlicher Anerkennungs- und Diskriminierungsverhältnisse über erzählte Lebensgeschichten zu erfassen und damit Einsicht in das Zusammenspiel von gesellschaftlichen Strukturen und individueller Sinnkonstruktion zu geben (vgl. Tuider 2011, S. 240; Dausien 2009, S. 161ff.). In Anlehnung an die Arbeiten von Michel Foucault, an denen sich auch die neuere Biografieforschung orientiert, geht es zum einen darum, das verwobene Verhältnis zwischen Subjekt und Diskurs genauer zu verstehen. Zum anderen wird ebenso versucht, Fragen bezüglich individueller Handlungsmacht und Auflehnungspotenzial der Subjekte nachzugehen (vgl. Spies 2009, S. 3). Tina Spies nimmt sich spezifisch Foucaults Vorarbeiten an, denkt diese weiter und versucht über Stuart Halls *Konzept der Artikulation*² den Zusammenhang zwischen Diskurs und Subjekt theoretisch genauer zu fassen.³ In biografischen Erzählungen lassen sich gemäss der Soziologin vielfältige *Artikulationen* erkennen, die beim Sprechen als zur Verfügung stehende Positionierungen

- 2 Stuart Hall beschäftigte sich Anfang der 1990er-Jahre mit der Verknüpfung von Identität, Ethnizität und Kultur. »Eine Artikulation ist [...] eine Verknüpfungsform, die unter bestimmten Umständen aus zwei verschiedenen Elementen eine Einheit herstellen kann. Es ist eine Verbindung, die nicht für alle Zeiten notwendig, determiniert, absolut oder wesentlich ist« (Hall 2000, S. 65). Nach Hall ist das Subjekt zwar fortwährend mit dem Diskurs verknüpft und wird dabei in bestimmte Positionen hineingerufen. Verschiebt sich der Diskurs, vermag sich das Subjekt aber daran anzupassen und kann sich auch mit anderen Positionen identifizieren (vgl. Spies 2009, S. 19). Identitätsverhandlungen geschehen nicht einmalig und abschliessend, sondern sind abhängig von veränderlichen Diskursen, die uns umgeben. Hall denkt sein Subjekt nicht im Rahmen starrer, unbeweglicher Situiertheit, sondern sieht dieses auch im fortwährenden Kampf gegen bestimmte Positionen als ein mit Handlungsmacht ausgestattetes Subjekt (ebd.).
- 3 Hall geht – wie auch die vorliegende Arbeit – von einem poststrukturalistischen Subjektverständnis (vgl. Kap. 2.2) aus, welches sich der klassischen soziologischen Konzeption von Identität zuordnen lässt. Identität wird in der Interaktion zwischen einem Ich und der Gesellschaft hergestellt.

eingenommen werden. *Artikulationen* lassen sich insofern als biografische *Identitätsarbeit* lesen, mittels derer die Verschränkung von Diskurs und Subjekt erforschbar gemacht werden kann (ebd., S. 22). Biografisches Handeln verweist insofern auf die objektiven Handlungsspielräume, die sich neben individuellen Bedeutsamkeiten durch die Eingebundenheit der erzählenden Person in gesellschaftliche Ordnungen ergeben. In dieser Argumentation ist jede Biografieanalyse letztlich auch immer als Diskursanalyse zu lesen (vgl. Rosenthal 2015, S. 172).

Zur Erhebung biografischen Datenmaterials wird in der Biografieforschung – innerhalb des theoretisch-methodologischen Rahmens des symbolischen Interaktionismus – hauptsächlich auf das narrative Interview nach Fritz Schütze (1976, 1983) zurückgegriffen, da dieses eine längere (autobiografische) *Stegreiferzählung* beabsichtigt und die *Rekonstruktion der Handlungsgeschichte* hervorrufen möchte (vgl. Rosenthal 2015, S. 163). Mittels einer offenen *Erzählaufforderung*⁴ (vgl. Schütze 1983) versucht die Erhebungsmethode den Informant*innen eine freigewählte Gestaltung der Präsentation ihrer Biografie zu ermöglichen. Während dieser Narrationsphase beschränkt sich die interviewende Person auf ein aktives Zuhören⁵ und verzichtet möglichst auf nachfragende Kommentare. Dies ermöglicht es, den *Raum zur Gestaltungsentwicklung* (vgl. Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997, S. 142) bestmöglich auszuschöpfen, damit die Befragten ihre eigenen Relevanzsetzungen entfalten können (vgl. Thoma 2018, S. 78). Während dieser ersten Phase der biografischen Erzählung, die Schütze als *Haupterzählung* bezeichnet, werden der erzählten Reihenfolge nach Notizen zu thematisierten Erlebnissen, zu Erzähllücken, zu thematischen und formalen Brüchen vorgenommen, um anschliessend mit Rückfragen an das zuvor Erzählte anknüpfen zu können. Nachdem die Erzählung mit einer sogenannten *Koda*⁶ beendet wird, spricht die interviewende Person ihren Dank für die Narration aus und leitet dann zu den immanenten Fragen über. Solche immanenten Fragen zielen auf bisher Unerzähltes, aber bereits thematisierte Inhalte ab und sollen möglichst weitere Narration hervorrufen (vgl. Küsters 2006, S. 22). Wenn die befragte Person bestimmte Informationen nicht von sich aus erzählt, besteht für Forschende des Weiteren – in einer dritten Interviewphase – die Möglichkeit, über exmanente Nachfragen eigene Relevanzsetzungen einzubringen und damit weiteres forschungsrelevantes Datenmaterial

Über die Kluft zwischen »Innen« und »Aussen« wird das Subjekt hervorgebracht (vgl. Hall 1994, S. 182).

- 4 Im narrativen Interview wird hierbei auch von *Eingangsstimulus* oder *Erzählstimulus* gesprochen, welcher möglichst offen zu halten ist und auf eine thematische Eingrenzung oder Beschränkung auf eine bestimmte Lebensphase verzichtet. Thematische Fokussierungen, wie z.B. sprachbiografische Relevanzsetzungen, sind hingegen möglich (vgl. Küsters 2006, S. 44). Wichtig ist eine eindeutige Formulierung des Stimulus, die auf das angestrebte Schema der Erzählung hinzielt und diesen nicht über zusätzliche Erläuterungen oder Relativierungen verwässert bzw. andere Darstellungsschemata aktiviert (ebd., S. 56).
- 5 Mit aktivem Zuhören sind die Erzählung bestärkende und in Gang haltende Handlungen gemeint, wie z.B. »Hm-Sagen, Nicken, das Halten des Blickkontaktes«. Darüber hinaus versucht die interviewende Person mit den erzählten Emotionen mitzugehen, das heisst, sie lacht mit und zeigt sich an traurigen Stellen ernst und verständnisvoll (vgl. Küsters 2006, S. 58).
- 6 In der Regel wird eine Haupterzählung mit einer Koda, einem Schlusssatz beendet, der das Ende der Geschichte verdeutlicht, z.B. »Eh sì dai, più o meno è quello.« (vgl. Interviewtranskript Loris, S. 7) oder »Jo, i glaub momentan isch das alles.« (vgl. Interviewtranskript Mirco, S. 3).

generieren zu können (ebd., S. 47). Der einzige Unterschied zu anderen Erhebungsformen mit aktiverer Einbindung der forschenden Person liegt für diese dritte Phase der exmanenten Nachfragen darin, dass man mit dem Einbringen eigener Schwerpunkte erst beginnt, wenn die erzählerische Darstellung der interviewten Person bereits stattgefunden hat. Diese Phase lässt sich bis hin zu einer Art Leitfadeninterview ausweiten und ist im Hinblick auf die Auswertung ebenso bedeutsam, da sie Informationen zum Prozessgeschehen enthalten kann, die über die vorausgehende Erzählung nicht gegeben wurden (ebd., S. 64 und S. 77). Zum Schluss eines narrativen Interviews nach Schütze können noch soziodemografische Daten, wie z.B. das Geburtsjahr, der Bildungsabschluss und der Wohnort, erhoben werden.⁷ Der Abschluss des Interviews richtet sich in der Regel nach den Bedürfnissen der befragten Person, das heisst, es können weitere Gespräche zur Interviewthematik geführt werden, aber auch vorausgehende Themen aus dem bisherigen Gespräch wiederaufgenommen werden. Nach dem Interview wird in der Regel ein Interviewprotokoll erstellt, das eigene Beobachtungen über die Sprechweise, die Stimme, das Aussehen, den emotionalen Zustand der befragten Person und die Atmosphäre in der Situation festhält (ebd.).

Die biografische Narration stellt auch bei Rosenthal den Anfang des Forschungsprozesses dar. Allerdings geht sie nicht wie Schütze von einer scharfen Trennung zwischen damaligem Erleben und späteren Reflexionen am Erzähltext aus, sondern hebt die perspektivische Verankerung der Erzählung in der Gegenwart hervor (vgl. Küsters 2006, S. 35). Für die Auswertung biografischen Materials entwickelt Rosenthal mit der *biografischen Fallrekonstruktion* insofern ein eigenständiges, aber an Schütze angelehntes Analyseinstrument (vgl. Rosenthal 2015, S. 204). Gerade die rekonstruktive Biografieforschung, wie sie von Rosenthal vorgeschlagen wird, eröffnet methodisch eine verwobene Perspektive auf das biografische Datenmaterial. Einerseits ermöglicht sie es, sowohl Thematisierungen auf der Mikroebene nachzuvollziehen, andererseits lassen sich damit auch Verweise auf die Diskursebene deuten (vgl. Küsters 2006, S. 33). Rosenthals Analyseverfahren gliedert sich in sechs Auswertungsschritte⁸, auf deren ausführliche Beschreibung verzichtet wird, da für die vorliegende Arbeit ein intersektionales, subjektivierungsanalytisches Verfahren gewählt wurde. Zwei Prinzipien aus Rosenthals Methodik waren aber auch im Rahmen dieser Dissertation bedeutsam, weshalb auf diese im Folgenden kurz eingegangen wird.

Das *Prinzip der getrennten Rekonstruktion von erlebter und erzählter Lebensgeschichte* erfordert eine radikale Offenheit für alle Erkenntnisse, die sich möglicherweise aus dem biografischen Material ergeben (vgl. Rosenthal 2015, S. 59). Die rekonstruktive Analyse verknüpft die singulären Textsegmente mit der Gesamtstruktur der Erzählung. Über die erzählte Lebensgeschichte kann die biografische Selbstdarstellung der erzählenden Person gedeutet werden. Dabei gilt es sich bei der Analyse des Erzählten im Klaren darüber

7 In der vorliegenden Studie wurden die soziodemografischen Daten der Informant*innen im Voraus über einen Online-Fragebogen erhoben (vgl. Kap. 7.2).

8 Diese sind 1. die *Analyse der biografischen Daten* (Ereignisdaten); 2. eine *Text- und thematische Feldanalyse* (Analyse der Textsegmente – Selbstpräsentation/erzähltes Leben); 3. die *Rekonstruktion der Fallgeschichte* (erlebtes Leben); 4. die *Feinanalyse einzelner Textstellen*; 5. *Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte*; 6. *Typenbildung* (vgl. Rosenthal 2015, S. 152).

zu sein, dass die Gegenwart auf Vergangenes abfärbt und die Erzählung vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Lebenssituation mit Blick auf die Vergangenheit vorgenommen wird. Zusätzlich wird unter Berücksichtigung des *Prinzips der Sequenzialität* jede Interviewpassage in einen Sinnzusammenhang mit der gesamten Erzählung gestellt, womit sich zugleich die Widersprüchlichkeiten der situativ hergestellten Positionierungsarbeit besser nachvollziehen lassen. Diese sequenzielle Analyse einzelner Textstellen der erzählten Lebensgeschichte ermöglicht das Herausarbeiten der Gegenwartsperspektive der befragten Person (vgl. Rosenthal 1995, S. 213ff.).

Versucht man Einsicht in den Umgang der Informant*innen mit Anerkennungs- und Diskriminierungserfahrungen zu erhalten, lässt sich in Anlehnung an Rosenthal z. B. auch auf die *latenten Sinnstrukturen* und *subjektiven Deutungen* der rekonstruktiven Biografieforschung zurückgreifen. Über die Selbstpräsentation der Informant*innen wird neben Zuschreibungen durch die Anderen auch nachvollziehbar, welche Bezüge sie zur gesellschaftlichen Diskursebene herstellen und wie diese mit individuellen Relevanzsetzungen interagieren (vgl. Dierckx 2018, S. 34). Unter der Prämisse, dass jegliche Präsentation der Lebensgeschichte sozial konstruiert ist, gilt es zudem mitzudenken, dass die Interviewsituation massgeblichen Einfluss auf die Präsentation der Erzählung nehmen kann. Denn die Person wägt aufgrund des von ihr bereits *einverlebten* Verhaltenskodexes ab, welche Erzählung der gegebenen Interviewsituation angemessen ist. Um den Bedeutungsgehalt der Biografie in seiner Gesamtheit deuten zu können, ist neben der theoretisch-methodischen Anlehnung auch immer auf die Rahmenbedingungen der Interviewsituation einzugehen (ebd., S. 32f.).

Die Erforschung biografischer Selbstpräsentation hat im letzten Jahrzehnt – über Rosenthal hinausgehend – die Dringlichkeit verschränkender Perspektiven von Biografie- und Diskursforschung verdeutlicht und subjekttheoretisch angelehnte Methodologien zur Auswertung biografischen Datenmaterials nahegelegt (vgl. Spies 2009, S. 2ff.). Nicht mehr die grosse, *autobiografische (Stegreif-)Erzählung* im Sinne Fritz Schützes steht im Vordergrund, sondern vielmehr die Perspektive einer Vielzahl an kleinteiligen Erzählungen, die Widersprüche in sich tragen, in denen das betreffende Individuum verdeutlicht, wie es gesehen werden möchte. Der Wahrheitsgehalt der Erzählungen tritt dabei vollständig in den Hintergrund der Analyse, diese interessiert sich jedoch für die Bedeutung von (Selbst-)Positionierungsweisen im gegebenen normativ-diskursiven Rahmen, die im Setting der Interviewsituation als sagbar erscheinen (vgl. Bosančić 2016, S. 111). Alle Narrative beziehen sich implizit oder explizit darauf, wie Individuen vor dem Hintergrund bestimmter Attribute von anderen wahrgenommen werden bzw. wie sie sich selbst damit sozial verorten und verortet sehen (vgl. Yuval-Davis 2011, S. 14). Nicht alle biografischen Erzählungen müssen gezwungenermassen mit der Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen oder Kollektivitäten in Verbindung stehen, sie können auch lediglich situative Körperbilder, sexuelle Orientierungen oder Charaktermerkmale markieren. Erzählungen sind in ihrer Situiertheit immer einer Historizität unterworfen, da sie sich entweder auf Vergangenes beziehen oder dafür genutzt werden, Gegenwärtiges zu erklären. Aller Voraussicht nach dienen sie sogar dazu, die Zukunft zu rahmen, da sie von Generation zu Generation weitergegeben werden (ebd.).

Aufgrund des vorliegenden Forschungsinteresses, das sich dem Spracherleben von jungen mehrsprachigen Erwachsenen zuwendet, erscheint aus den eben ausgeführten

theoretisch-methodologischen Überlegungen gerade eine intersektionale subjektivierungsanalytische Herangehensweise grosses Erkenntnispotenzial zu haben. Die Untersuchung von Subjektpositionen und Prozessen des *Otherings* berücksichtigt die Verwobenheit verschiedener sozialer Relevanzebenen, Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen von Spracherleben als Teil einer situativen, im Kontext verorteten identitären Arbeit und ermöglicht es damit, sowohl biografie- als auch diskurstheoretischen Anforderungen zu genügen. Eine solche theoretisch-methodologische Verbindung bietet insofern einerseits die Möglichkeit, gesellschaftliche Differenzordnungen in Bezug auf daraus resultierende individuelle Handlungsspielräume zu reflektieren. Andererseits gewinnt man damit ebenso eine – im Butler'schen Sinne – Perspektive auf die Reproduktion bzw. Transformation von machtvollen Einbindungen innerhalb gegebener Diskursordnungen.

Nach einer weiter ausdifferenzierenden disziplinären Eingrenzung auf die Relevanz sprachbiografischen Datenmaterials im Zusammenhang mit der Klärung des hier vorliegenden Forschungsinteresses wird in den nächsten Kapiteln die Wahl einer eben skizzierten intersektionalen und subjektorientierten Forschungsperspektive eingehend begründet.

4.2.1 Sprachbiografie als Zugang zum Spracherleben

Seit dem *Narrative Turn*⁹ in den Kultur- und Sozialwissenschaften interessiert sich die sprachbiografische Forschung insbesondere für Sprache(n) und Sprechen als *soziale Praxis*. Dabei wird beabsichtigt, die erlebte und erzählte Alltagsrealität sowie die Perspektive von Sprecher*innen in den Vordergrund zu rücken und sich damit gerade weniger offensichtlichen Aspekten von (sprach)biografischen Erfahrungen annähern zu können. Für das Spracherleben interessierte sich die soziolinguistische Forschung bereits ab den 1960er-Jahren, wobei diese Untersuchungen, die vorwiegend mit fragebogengestützten Erhebungsmethoden stattfanden, mehrheitlich die Erkundung von Spracheinstellungen, Lernmotivation und Spracherwerb in den Blick nahmen (vgl. Franceschini 2002, S. 19ff.). Mit der Ausrichtung des Forschungsinteresses auf die Lebensgeschichte der Erzählenden nahmen sprachbiografische Ansätze ihren Anfang. Gerade Franceschinis Arbeiten zum *Gelebten Sprachkontakt in einer Schweizer Stadt* (1998b) und das Studienprojekt *Leben mit mehreren Sprachen* (2004) verdeutlichten das Potenzial von Sprachbiografien einerseits als Erhebungsmethode, andererseits als neues, eigenständiges Forschungsfeld für die Mehrsprachigkeitsforschung (vgl. Franceschini 2002, S. 25ff.). Sprachbiografien können als besondere Form von (auto)biografischem Datenmaterial betrachtet werden, die dem Erleben von Sprache(n) und Sprechen besondere Aufmerksamkeit schenken. Informant*innen wird damit die Möglichkeit gegeben, die eigene Geschichte im Zusammenhang mit Sprache(n) mündlich oder schriftlich

9 Seit den 1990er-Jahren ist eine interdisziplinäre Wiederentdeckung des Erzählens als Zugang zur Wissensgenerierung zu erkennen. Der Begriff *Narrative Turn* geht davon aus, dass »Konstitution, Stabilisierung und Transformation individueller wie kollektiver Identitäten« auf Erzählen angewiesen ist (vgl. Fahrenwald 2011, S. 82ff.).

in Interviews zu erzählen (ebd., S. 20). Rita Franceschini erkennt in Sprachbiografien – in Anlehnung an Schütze – wiederkehrende Strukturelemente. Beispielsweise konstatiert sie, dass Erzählende als erste Herausforderung eine drastische Auswahl und Komprimierung von unlimitiert zur Verfügung stehenden Lebenserfahrungen vornehmen müssen (vgl. Franceschini 2003b, S. 4). Zudem bewerten sie regelmässig ihre Sprachkompetenzen, explizieren ihre Einstellungen zu Sprache(n) und passen ihre Erzählweise situativen Gegebenheiten an. Sprachbiografien bilden sich insofern als spiralförmige Bewegungen innerhalb eines zirkulären Prozesses heraus, in dem die über die Interviewsituation gegebenen Rahmenbedingungen mit individuellen Vergangenheitsbezügen der erzählenden Person zusammenwirken. Sprachbiografien geben laut Franceschini Aufschluss darüber, wie Menschen Herausforderungen im Zusammenhang mit Sprache(n) und Sprechen gestalten (vgl. Franceschini 2004, S. 137).

Inzwischen ist eine umfangreiche Palette an sprachbiografischen Arbeiten¹⁰ mit unterschiedlichen Schwerpunkten entstanden, die sich im deutschsprachigen Raum vorwiegend auf zwei Zugänge eingrenzen lassen. Zum einen können soziolinguistische und soziologische Ansätze genannt werden, welche die Entwicklung von Sprache(n) und Sprechen untersuchen oder spezifische sprachbezogene Thematisierungen vornehmen, wie z.B. Sprachstörungen (vgl. Tophinke 1994; Spreer & Sallat 2015), Spracherleben (vgl. Werlen 2002; Stevenson 2013; Busch 2017), Sprachwandel (vgl. Fix & Barth 2000; Neumann-Holzschuh 2005), Sprachaneignungsprozesse (vgl. Franceschini 2004; Miecznikowski 2004; Thoma 2018), Sprachbewahrung (vgl. Betten & Du-nour 1995; Betten 2011), Identitäts- bzw. Zugehörigkeitskonstruktionen (vgl. Hausendorf 2000; Treichel 2004; De Fina, Schiffrin & Bamberg 2006; Kresic 2006; König 2014; Busch 2015a; Penya 2017; Schnitzer 2017), Sprachkontakt (vgl. Androutsopoulos 2001; Bahlo et al. 2019), Sprachgebrauch (vgl. Fix & Barth 2000; Fix 2017) oder Akzentstudien (vgl. Thüne 2011). Des Weiteren sind auch Studien zu sprachlichen Repertoires von Sprecherinnen und Sprechern autochthoner Minderheitensprachen zu nennen (vgl. Treichel 2004; Coray 2009a; 2009b; Veronesi 2010; Coray & Strebel 2011; Geschwill 2015; Lupica Spagnolo 2019). Diese Autor*innen thematisieren die Relevanzsetzungen im Zusammenhang mit Sprache(n) aus unterschiedlichen theoretischen und methodischen Perspektiven, die von subjektiven, sprachideologischen bis diskursanalytischen Herangehensweisen reichen. Andererseits gibt es eine Vielzahl an Beiträgen, die sich mehr in Fritz Schützes Tradition einordnen lassen und diese unter anderem aus einer vorwiegendbiografie-theoretischen und konversations- und gesprächsanalytischen Perspektive betrachten (vgl. Franceschini 2004; Lucius-Hoene & Deppermann 2004; König 2010). In den letzten Jahren sind ausserdem einige bedeutende Arbeiten entstanden, die linguistische und sozialwissenschaftliche Zugänge auf Sprachbiografien zusammenführen und sich der Genese und Systematik sprachbiografischen Erzählens widmen (vgl. Franceschini 2001; 2004; Veronesi 2008). Aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive interessieren auch

10 Die nachfolgenden Quellenangaben zielen lediglich darauf ab, eine exemplarische Übersicht zum umfangreichen Forschungsstand in den verschiedenen, sich oft auch überschneidenden sprachbiografischen Bereichen zu geben. Es ist hierbei keinesfalls von einer erschöpfenden Darstellung auszugehen.

sprachbezogene Studien, die das Spracherleben innerhalb von (Aus-)Bildungsinstitutionen reflektieren (vgl. Fürstenau 2004; Heller 2006; Mecheril & Quehl 2006a; 2006b; Eckhardt 2008; Brizić 2009; Blackledge & Creese 2010; Miecznikowski 2010¹¹; Panagiotopoulou & Krompæk 2014; Del Percio & Duchêne 2015; Wegner & Dirim 2016; Schnitzer 2017¹²; Thoma 2018).

In Bezug auf das vorliegende Forschungsinteresse bietet sprachlich hervorgebrachtes, biografisches Datenmaterial z.B. die Möglichkeit, den Blick auf Normalitätsvorstellungen und darauf basierende Identitätserwartungen bei der Darstellung des Selbst zu richten. Diese sind dringend auch hinsichtlich der Präsenz der Forschenden zu diskutieren. Damit lässt sich unter anderem deuten, welche (Nicht-)Zugehörigkeiten z.B. als Ressourcen empfunden oder eher als Begrenzungen erlebt werden und inwiefern die Teilnehmenden befähigt werden, bestimmte Subjektpositionen anzunehmen oder abzulehnen (vgl. Bosančić 2016, S. 110). Sprachbiografien verweisen insofern darauf, wie Menschen Sprache(n) und Sprechen im Verlaufe ihrer Biografie erlebt haben und wie sich dieses Erleben auf ihre Erfahrungs- und Möglichkeitsräume auswirkt. Dies immer im Bewusstsein, dass – wie Goffman verdeutlicht – Menschen eher erzählen, was ihnen widerfahren ist, was sie aktuell beschäftigt, wie sie selbst gerade gesehen werden möchten. Neben Interviewpassagen, die auf Selbstpositionierungen verweisen, sind insofern auch solche relevant, in denen Teilnehmende als Figur neben anderen an der »Geschichte« beteiligten Akteur*innen auftreten (vgl. Kaufmann 2005, S. 111). Die erzählten identitätsmarkierenden Selbst- und Fremdpositionierungen sind nie als vollständig und abgeschlossen zu betrachten, sondern geben lediglich Einblick darin, was eine mehr oder weniger bewusste *Biografie- und Identitätsarbeit* bedeutet. Gerade die Einnahme einer intersektionalen sprachbiografischen Perspektive distanziert sich von der Betrachtung von Sprache(n) und Sprechen als statische und essenzialisierende Dimensionen einer Person. Vielmehr soll aus dieser Perspektive eruiert werden, wie *sprachliche Praxis* aufgrund welcher Differenzkategorien in unterschiedlichen Kontexten erlebt und verhandelt wird.

-
- 11 Die Ergebnisse aus Miecznikowskis Studie sind gerade auch in Bezug auf die vorliegende Arbeit als relevant anzusehen, da sie ebenso im Kontext der Schweiz situiert sind. Zudem wurde dieselbe Alterskohorte (19- bis 22-Jährige) befragt. Miecznikowski hält darin fest, dass vor dem Studium erworbene Sprachkompetenzen eine zentrale Voraussetzung darstellen, um das Studium erfolgreich meistern zu können. Zudem sind diese entscheidungsrelevant für die Wahl des Studienfachs (vgl. Miecznikowski 2010, S. 148). Während der ersten Studiensemester haben Neo-Studierende Zugang zu sozialen Kontakten mit Personen, die sich vorwiegend über gemeinsame kulturelle Erfahrungen oder eine geteilte Herkunft ergeben (ebd.).
 - 12 Anna Schnitzers Dissertationsschrift kann als weiteres zentrales Bezugswerk für die vorliegende Arbeit angesehen werden. Auch Schnitzer untersucht im Kontext von Mehrsprachigkeit die sprachliche Praxis Jugendlicher an einer Schweizer Bildungsinstitution. Sie diskutiert anhand einer methodologischen Kombination von ethnografischer Beobachtung und sprachbiografischen Interviews über Sprache(n) und Sprechen konstruierte und hervorgebrachte Zugehörigkeiten und Differenzen von Jugendlichen in bilingualen Klassen. Dabei berücksichtigt sie verschiedene soziale Ebenen, innerhalb derer sich soziale Ungleichheiten konstituieren und reproduzieren (vgl. Schnitzer 2017).

4.2.1.1 Sprachbiografisches Interview als methodisch-analytische Verflechtung biografie- und subjekttheoretischer Perspektiven

Im Rahmen der vorliegenden Fallstudie wurde ein eher unkonventionelles, kombinierendes methodisches Erhebungs- und Analyseverfahren befolgt, um dem Spracherleben junger mehrsprachiger Italienischbündner*innen nachgehen zu können. Zum einen wurde für die Datenerhebung eine besondere Art eines narrativen Interviews mit direktem Bezug zur Differenzkategorie Sprache(n) und Sprechen konzipiert. In grossen Teilen lässt sich das methodische Erhebungsverfahren in Schützes Konzeption einordnen, das den dreiphasigen Ablauf mit freier Narration, immanenten und exmanenten Fragen vorgibt (vgl. Kap. 4.2). Zunächst ging es darum, eine spontane, unvorbereitete Erzählung zum Spracherleben zu erreichen, um die individuellen Relevanzsetzungen der Informant*innen in Erfahrung bringen zu können. Über immanente Nachfragen sollten die Teilnehmenden danach animiert werden, weitere Informationen über bereits erzählte Inhalte preiszugeben, die aus der Perspektive der Forschenden relevant erschienen. Obwohl auch Schütze in seinem Vorgehen die Möglichkeit exmanenter Fragen verdeutlicht, wurde für diese Studie ein leitfadengestützter Interviewteil als fester Bestandteil eines jeden Interviews festgelegt. Dieser zielte insbesondere darauf ab, Erzählungen zum Spracherleben in unterschiedlichen Kontexten, wie z.B. im (Aus-)Bildungssystem oder im Privatleben, hervorzurufen. Des Weiteren wurden die Teilnehmenden damit auch bezüglich ihrer Einstellungen zu Sprache(n), Mehrsprachigkeit und Sprachenpolitik befragt. Diese spezifische, auf das vorliegende Erkenntnisinteresse ausgerichtete Erhebungsmethode wird in dieser Arbeit als *sprachbiografisches Interview* bezeichnet und in Kapitel 7.3 ausführlich beschrieben.

Zum anderen wurde auch bezüglich der Auswertung der *sprachbiografischen Interviews* eine unorthodoxe, innovative Kombination aus biografie- und subjekttheoretischen Konzeptionen gewählt und auf ein intersektional ausgerichtetes methodisches Analyseverfahren rekuriert. Wie dargestellt wurde, eignen sich biografische Interviews besonders gut, um Fragen der Identität, der Subjektwerdung sowie der Selbstkonstruktion nachzugehen. Über die Relevanzsetzung von Sprache(n) und Sprechen als Differenzkategorien wird keinesfalls davon ausgegangen, dass Sprachen eine triviale genuine Eigenheit aufweisen. Vielmehr gilt es unter Berücksichtigung eines poststrukturalistischen Verständnisses von Sprache (vgl. Kap. 2), deren multiple Dimensionen und vielfältige empirische Erscheinungs- und Bedeutungszusammenhänge in Erfahrung bringen zu können. Gerade weil Differenzkategorien wie die Sprache(n) strukturell, symbolisch und individuell auf Biografien einwirken, ist ein analytisches Vorgehen erforderlich, das sowohl die individuelle Ebene des Subjekts als auch diskursbedingte Einbindungen in den Blick zu nehmen vermag. Die Fokussierung auf die Verwobenheit von erzählten Selbst- und Fremdpositionierungen sowie (Nicht-)Zugehörigkeiten soll die unterschiedlichen Bedeutsamkeiten dieser Identitätsarbeit aufzeigen und das Verständnis für die jeweilige Wirkungsweise – gerade in Bezug auf eine daraus resultierende Handlungs(ohn)macht – vertiefen.

Mit Hilfe der vorgenommenen Positionierungsanalyse (vgl. Kap. 7.6.1) lässt sich das Wechselspiel zwischen struktureller Positionierung und subjektiver Aneignung erfassen. Auch wenn bezüglich sprachlicher Wirkmacht gerade die Positionierungen im Zusammenhang mit (Nicht-)Zugehörigkeitserfahrungen (vgl. Kap. 7.6.2) als besonders

zentral erachtet werden können, lassen sich über die Berücksichtigung auch anderer, nicht die Sprache(n) betreffender Positionierungen ebenso Einsichten über strukturelle Dimensionen ergründen. Christine Riegel hat im Hinblick auf eine intersektionale Analyse hilfreiche heuristische Fragen¹³ entwickelt, über die es möglich wird, sich Differenzordnungen, *Otheringprozessen* und Zugehörigkeiten anzunähern und in- und exkludierende Grenzziehungen herauszuarbeiten (vgl. Riegel 2016, S. 141). Auf diese und ähnliche Fragen wird auch für die Analyse der hier erhobenen 18 (Sprach-)Biografien rekuriert. Brigitta Busch schlägt mit dem *Sprachenportrait* ausserdem den Einsatz eines kreativen, multimodalen Zugangs zur Erhebung von sprachlichem Erleben vor, worauf im nächsten Unterkapitel spezifisch eingegangen wird. Die Vorzüge der getroffenen Entscheidungen sollen im Folgenden vorwiegend aus einer theoretisch-methodologischen Perspektive im Rahmen der Intersektionalitätsforschung begründet werden. Das detaillierte forschungspraktische Analysevorgehen wird an späterer Stelle in Kapitel 7.6 ausführlich beschrieben.

4.2.1.2 Sprachenportraits als multimodaler Zugang zum Spracherleben

Als weiterer interessanter Zugang zu sprachbiografischem Datenmaterial sind die von Krumm und Jenkins eingesetzten *Sprachenportraits* ins Feld zu führen. Über diese gestalterisch-kreative Methode sollte ursprünglich die Sprachbewusstheit (*language awareness*) in mehrsprachigen Klassen gefördert werden (vgl. Gogolin & Neumann 1991; Krumm & Jenkins 2001). Aufgrund von Brigitta Buschs weiterführenden Arbeiten haben sich *Sprachenportraits* inzwischen als eigenständiger sprachbiografischer Zugang entwickelt. Den Ursprung von kreativen Erhebungsmethoden sieht Busch einerseits in therapeutischen Kontexten, andererseits in kulturwissenschaftlichen Zugängen verortet (vgl. Busch 2017, S. 35). Sie schlägt für die Erstellung von Sprachenportraits folgendes Vorgehen vor: Zuerst werden Teilnehmende dazu eingeladen, anhand einer körperlichen Silhouette über ihre sprachlichen Ressourcen, Ausdrucks- und Kommunikationsoptionen sowie über ihre Sprach(en)welt nachzudenken und diese schliesslich kreativ in die Silhouette zu übertragen (ebd., S. 36).

13 »Wie werden soziale Differenzkonstruktionen und Dominanzordnungen (situativ, habituell, diskursiv) hergestellt und reproduziert? Welche sozialen Differenzkonstruktionen sowie Macht- und Herrschaftsverhältnisse werden (wie) relevant? Wie wirken diese zusammen? Was wird dabei sichtbar (gemacht), was in den Hintergrund gerückt? Aus welcher sozialen Positionierung heraus werden Differenzkonstruktionen vorgenommen und in welchem Kontext erfolgt dies? Welche Funktionen und welche Folgen hat dies für die beteiligten Subjekte und für die hegemoniale soziale Ordnung? In welcher Weise (und in welchen Kontexten) zeigen sich dabei gegenüber hegemonialen Strukturen, Diskursen und Repräsentationen affirmative, hinterfragende, widerständige oder verschiebende Praktiken?« (Riegel 2016, S. 141).

Abb. 1: Zeichenvorlage für Sprachenportraits¹⁴

Diese sprachbiografischen Zeichnungen sollen im Anschluss von ihren Künstler*innen zur besseren Nachvollziehbarkeit mit einer explizierenden Legende versehen werden. Solchen kreativen Veranschaulichungen kommen gemäss Busch drei Funktionen zu: Zum einen lässt sich über das Zeichnen ein selbstreflektiver Raum eröffnen, der es ermöglicht, aufgrund des eigenen Erlebens selbst zu definieren, was als Sprache(n) verstanden wird. Zudem können bildnerische Darstellungen als eigenständige, den Blick auf das Ganze richtende Vorgehensweise angesehen werden. Die zeichnerische Umsetzung lässt verschiedene Möglichkeiten offen, Beziehungen zwischen den Bildelementen herzustellen. »Platzierung, Form und Grösse der Flächen, Farbwahl, Intensität, Sättigungsgrad etc.« und auch freigelassene Flächen erhalten ihre ganz spezifische subjektive Bedeutung (ebd., S. 37). Im Unterschied zu erzählten sprachbiografischen Relevanzsetzungen, die eher eine »Erzeugung diachroner Kontinuität und synchroner Kohärenz« hervorrufen, können über solche multimodalen Herangehensweisen auch widersprüchliche Zusammenhänge und Überlagerungen zum Ausdruck gebracht werden. Das Sprachenportrait dient drittens als Grundlage für die nachfolgende Narration, die möglicherweise mehr Informationen hervorrufen kann als ein narrativer Stimulus. Busch formuliert dies folgendermassen: »Sprachliche Ressourcen werden tendenziell weniger in der sequentiellen Reihenfolge ihres Erwerbs dargestellt, sondern in Relation zueinander und in der spezifischen Funktion, die ihnen bezogen auf das sprachliche Repertoire als Ganzes zugeschrieben wird. Einzelne Ressourcen werden oft unterschiedlich bewertet, beispielsweise als Belastung oder als Entlastung, als Bedrohung oder als Schutz, als Werkzeug oder als Gegenstand des Begehrens« (Busch 2017, S. 37).

14 Die Zeichenvorlage wurde der Netzwerk-Plattform heteroglossia.net entnommen (vgl. Webpage Heteroglossia).

Im Umgang mit diesen grafischen Daten gilt es bezüglich Interpretation vorsichtig zu sein. Gerade verallgemeinernde Deutungen, wie z.B. die Verwendung dunkler Farben für negativ konnotierte Erfahrungen, können irreführend sein, da sie unterschiedlichen subjektiven Wahrnehmungen unterliegen. Die Vorgabe der Körpersilhouette legt ausserdem eine körpermetaphorische Auslegung von inneren Bildern nahe, wie z.B. »*lastet auf meiner Schulter*«, »*liegt mir im Magen*« oder »*ist in meinem Herzen*« (ebd., S. 39). Daher erscheinen die nachfolgende, darauf basierende Erzählung und die Bildlegende zur eigenen Zeichnung umso zentraler für die Auswertung zu sein. Gleichwohl darf solchen Zugängen grosses Potenzial hinsichtlich der Möglichkeit attestiert werden, die Definition von Sprache(n) und Sprechen den Teilnehmenden zu überlassen und damit voretablierte Kategorien davon zu dekonstruieren (ebd.). Des Weiteren wird damit das enge Verhältnis zwischen Körper und *einverleibter* Sprache im Sinne des in Kapitel 2.3 besprochenen »Leib-Seins« und »Körper-Habens« verdeutlicht. Sprache(n) und Sprechen schreiben sich als *sprachlicher Habitus* in Körper und Geist der Subjekte ein und rahmen damit die Gestaltungsspielräume von Handlungsoptionen. Multimodalen Zugängen zum Spracherleben darf nach Erachten der Autorin gerade in diesem Zusammenhang besonderes Erkenntnispotenzial zugesprochen werden.

4.2.2 Intersektionalität als (subjekt)biografisch ausgerichtete Analyseperspektive

Der Begriff *Intersectionality* geht auf die Juristin Kimberly Crenshaw zurück, die diesen Ende der 1980er-Jahre im Rahmen der *Black-Women*-Bewegung in den USA erstmals hervorbrachte. Sie ging dabei von der Erfahrung Schwarzer*innen aus, die nicht nur entweder von Sexismus oder von Rassismus betroffen sind, sondern sich mit einer simultanen intersektionalen Diskriminierung konfrontiert sehen (vgl. Crenshaw 2013, S. 40f.). Im deutschsprachigen Raum wurde der Begriff erstmals von Helma Lutz aufgegriffen und über weitere Autor*innen zu einem interdisziplinär weit rezipierten Forschungskonzept, unter anderem in der Differenz- und Ungleichheitsforschung, weiterentwickelt (vgl. Klinger 2003; Knapp 2005; Winker & Degele 2009; Gutiérrez Rodríguez 2011; Walgenbach 2017). Dieses verschreibt sich in erster Linie der Erforschung von Zusammenwirken und Gleichzeitigkeit verschiedener Differenzkategorien (z.B. Geschlecht, Ethnizität, Klasse, Bildung, Sprache).¹⁶ Ähnlich wie die Biografieforschung

15 Der Begriff »Schwarz« wird hier mit Verweis auf dessen gesellschaftspolitische Konstruiertheit grossgeschrieben.

16 Angelehnt an Crenshaws Konzeption wurden in vielen wissenschaftlichen Arbeiten die drei Differenzkategorien *Rasse*, *Klasse* und *Geschlecht* relevant gesetzt. Inzwischen wurde diese klassische Trias (*race*, *class*, *gender*) mit vielen weiteren Kategorien unter anderem der Sprache ergänzt. Helma Lutz und Norbert Wenning formulieren 2001 einen Katalog von 13 bipolaren Differenzlinien, welche die Norm benennen und die Abweichung davon mit ausformulieren, z.B. Sexualität = hetero vs. homo, Gesundheit = nicht-behindert vs. behindert oder Ethnizität = dominante Gruppe vs. ethnische Minderheit (vgl. Lutz & Wenning 2001, S. 20). In einem späteren Aufsatz ergänzt Helma Lutz mit Rudolf Leiprecht den Katalog unter anderem mit der Kategorie Sprache (vgl. Leiprecht & Lutz 2005). Allen Ansätzen gemeinsam ist aber nach wie vor die These, dass sich Diskriminierung nicht ausschliesslich aufgrund einer singulären Gruppenzugehörigkeit vollzieht, sondern sich viel-

interessiert sich auch eine intersektionale Forschungsperspektive für die Komplexität sozialer Verhältnisse und versucht über den Einblick in biografische Verläufe unterschiedliche Formen von sozialer Anerkennung und Diskriminierung empirisch fassbar zu machen (vgl. Wagner, Dierckx & Jakob 2018, S. 8). Die Auseinandersetzung damit, in welcher Art und Weise sich soziale Anerkennung bzw. Benachteiligung entlang unterschiedlicher Differenzlinien im Leben von Menschen ergibt, wurde in der Biografieforschung bis anhin nur spärlich in den Blick genommen. Erst seit knapp zwei Jahrzehnten sind Arbeiten entstanden, welche die Vorzüge beider Forschungsansätze kombinieren (vgl. z.B. Lutz & Davis 2005; Daigler 2008; Lehmann 2008). Eine theoretische Verbindung scheint für beide Ansätze grosses Erkenntnispotenzial zu enthalten, denn zum einen können intersektionale Perspektiven der Biografieforschung dazu verhelfen, das Wechselspiel und die Verwobenheit verschiedener Anerkennungs- und Diskriminierungsdimensionen besser zu verstehen. Zum anderen ermöglicht die biografische Forschungstradition, die Genese und den Wandel sozialer Benachteiligung über den Lebenslauf hinweg zu rekonstruieren und damit in seiner Gesamtheit besser nachvollziehbar zu machen. Zugleich lässt sich damit die Wirkmacht von verwobenen Anerkennungs- und Diskriminierungserfahrungen mit risikoreichen und diffizilen biografischen Momenten zusammendenken (vgl. Wagner, Dierckx & Jakob 2018, S. 9).

Aufgrund der vielfältigen Einsetzbarkeit intersektionaler Konzeptionen ist der Forschungsliteratur keine eindeutige Begriffsbestimmung zu entnehmen. Je nach theoretischer Verortung werden unterschiedliche Schwerpunktsetzungen vorgenommen, die sich in der Definition davon niederschlagen, was *Intersektionalität* bedeutet. Zur Klärung des vorliegenden Forschungsinteresses erscheint die begriffliche Eingrenzung von Walgenbach besonders treffend, da sie sich sowohl in die Argumentation rekonstruktiver Biografieforschung einordnen lässt, zugleich aber auch auf ein machtheoretisch verortetes Subjektivierungsgeschehen hinweist: »Unter Intersektionalität wird verstanden, dass historisch gewordene Macht- und Herrschaftsverhältnisse, Subjektivierungsprozesse sowie soziale Ungleichheiten wie Geschlecht, Sexualität/Heteronormativität, Race/Ethnizität/Nation, Behinderung oder soziales Milieu nicht isoliert voneinander konzeptualisiert werden können, sondern in ihren ›Verwobenheiten‹ oder ›Überkreuzungen‹ (intersections) analysiert werden müssen. Additive Perspektiven werden überwunden, indem der Fokus auf das gleichzeitige Zusammenwirken von sozialen Kategorien bzw. sozialen Ungleichheiten gelegt wird. Es geht demnach nicht allein um die Berücksichtigung mehrerer sozialer Kategorien, sondern ebenfalls um die Analyse ihrer Wechselwirkungen« (Walgenbach 2017, S. 55). Walgenbach weist darauf hin, dass neben den Interdependenzen zwischen den Kategorien gleichzeitig in sich heterogen strukturierte interdependente Kategorien in den Blick zu nehmen sind. Denn berechtigterweise lässt sich anzweifeln, dass es etwas wie einen genuinen Kern einzelner Differenzkategorien gibt (ebd. S. 65). Gerade an dieser Stelle bieten sowohl die rekonstruktive Biografieforschung wie auch intersektionale Analyseperspek-

mehr in einer Überkreuzung und Verwobenheit mehrerer Differenzkategorien zuträgt (vgl. Wagner, Dierckx & Jakob 2018, S. 8).

tiven¹⁷ die nötige methodische Offenheit, um dem Zusammenwirken verschiedener Kategorien einerseits und den besonderen binnenspezifischen und ebenso verwobenen Aspekten einzelner Kategorien andererseits Rechnung zu tragen. Die rekonstruktive Biografieforschung ermöglicht eine Analyse von Mehrfachzugehörigkeiten entlang unterschiedlicher Differenzkategorien aus der Perspektive der erzählenden Person. Mit Rückbezug auf Honneths Anerkennungstheoretisches Verständnis (vgl. Kap. 3.4) lassen sich die erzählten subjektiven Bedeutsamkeiten zudem über eine Verbindung von biografischer und intersektionaler Analyse multidimensional entlang von An- und Aberkennungsverhältnissen nachvollziehen. Dabei wird nicht der Anspruch erhoben, dem ursprünglichen politisch-theoretischen Kontext des Intersektionalitätskonzepts oder den ausdifferenzierten Strängen der Biografieforschung im Detail Rechnung zu tragen. Es gilt, lediglich die Vorzüge beider Forschungsperspektiven – sofern es für die vorliegende Arbeit sinnvoll erscheint – ausschöpfen zu können.

Als mögliches methodisches Scharnier zwischen einer intersektionalen Analysebrille und der rekonstruktiven Biografieforschung erscheint nach Erachten der Autorin eine an Bosančić, Pfahl und Traue (2019) angelehnte intersektionale subjektivierungsanalytische Vorgehensweise einträglich, die sich in Teilen auch mit dem forschungspraktischen Analyseverfahren der *intersektionalen Mehrebenenanalyse* von Winker und Degele (2009) kombinieren lässt.¹⁸ Das Potenzial subjektivierungsanalytischer Methodologien liegt gerade darin, »sowohl die diskursiven Anrufungen, als auch die individuellen Aneignungsweisen und die vielfältigen und komplexen Zusammenhänge und Beziehungen zwischen den Ebenen der Subjektpositionen und der Selbst-Positionierung empirisch in den Blick« nehmen zu können und sich damit der diskursiven Situiertheit von Menschen anzunähern (Bosančić 2016, S. 115). Nach Bosančić, Pfahl und Traue lässt sich Subjektivierung als biografischer Machteffekt fassen, da das »Subjekt-sein-zu-Sollen« das Resultat von unsicheren, aber beweglichen institutionellen, politischen und kulturellen Verhältnissen ist. Die von den Autor*innen vorgeschlagene empirische Subjektivierungsforschung fragt danach, wie sich Subjekte im Spannungsfeld der Diskurse und Machtdispositive bewegen (vgl. Bosančić, Pfahl & Traue 2019, S. 142). Es gilt dabei, die Auslegungen, Appropriationen und Zurückweisungen von Subjektpositionen in den Blick zu

17 Riegel verweist darauf, dass die Intersektionalitätsforschung keine spezifische Erhebungs- bzw. Analysemethode vorgibt, sondern vielmehr den Blick auf den Forschungsgegenstand und den entsprechenden Kontext kanalisiert. Sie versteht *Intersektionalität* deshalb vorwiegend als eine kritisch-hinterfragende Analyseperspektive (vgl. Riegel 2016, S. 137).

18 Die *intersektionale Mehrebenenanalyse* nach Winker und Degele (2009) begegnet dem verwobenen Verhältnis von Subjekt und Diskurs mit einer Durchführung von acht Auswertungsschritten. Ganz und Hausotter haben diesen achtschrittigen Analyseprozess im Jahr 2020 noch detaillierter und anwendungsorientierter beschrieben und in zwei Phasen unterteilt: Phase I – Subjektkonstruktionen aus einzelnen Interviews herausarbeiten; Schritt 1: Identitätskonstruktionen kodieren; Schritt 2: Symbolische Repräsentationen kodieren; Schritt 3: Soziale Strukturen kodieren; Schritt 4: Wechselwirkungen analysieren und Subjektkonstruktionen formulieren; Phase II – Alle Interviews mit Fokus auf vier Herrschaftsverhältnisse analysieren; Schritt 5: Subjektkonstruktionen verallgemeinern (z.B. Typenbildung); Schritt 6: Bezüge zu symbolischen Repräsentationen analysieren; Schritt 7: Bezüge zu sozialen Strukturen analysieren; Schritt 8: Gesellschaftliche Positionierungen und Handlungsfähigkeit analysieren (vgl. Ganz & Hausotter 2020, S. 50).

nehmen und zu berücksichtigen, dass häufig »das, was als mögliche, beschimpfte, erwünschte, geforderte, zu verhindernde Subjektposition auf der Oberfläche der Diskurse« hervortritt, nicht immer auch dem entspricht, was die Subjekte aus *Anrufungen*¹⁹ machen. Vielmehr wird gemäss eigenem biografischem Erleben, nach eigenen Ausdeutungen und Relevanzen und nach zur Verfügung stehenden Handlungsspielräumen darauf reagiert (vgl. Keller 2012, S. 102).

In dieser Arbeit wird methodologisch auf eine Kombination aus diesem deduktiven und induktiven Vorgehen im Umgang mit (sprach)biografischem Datenmaterial zurückgegriffen. Das heisst für die vorliegenden Falldarstellungen, dass die in den sprachbiografischen Interviews vorgefundenen Positionierungs- und Zugehörigkeitsverhandlungen, welche immer auch auf vorherrschende soziale Strukturen verweisen, mit theoretischen Ansätzen der Differenz- und Anerkennungsforschung verbunden werden (vgl. Ganz & Hausotter 2020, S. 47).²⁰ Mittels einer intersektionalen Analyse, welche die drei verschiedenen sozialen Ebenen²¹ in den Blick nimmt, können Herstellungsmechanismen sozialer Unterschiede und identitärer Grenzziehungen in ihrer Gleichzeitigkeit sichtbar gemacht und über ihre Verwobenheit mit gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen besser verstanden werden. Gerade das Zusammenwirken von Subjektpositionen, Sprache(n) und Dominanzverhältnissen, das auch im Rahmen dieser Studie von besonderem Interesse ist, legt eine solche theoretisch-methodische Verknüpfung nahe.

19 Hier wird nochmals auf Althusser's *Konzept der Anrufung* recurriert (vgl. Kap. 3.2).

20 Nina Degele beschreibt dieses methodologische Vorgehen mit dem Sinnbild einer russischen Matroschka – »durch einen theoretischen Rahmen ins Empirische hinein und dann wieder hinaus« (Degele 2013, S. 19).

21 Riegel definiert die drei Ebenen als a) Ebene gesellschaftlicher Bedingungen, b) Ebene der sozialen Diskurse und institutionalisierten Praktiken und c) Ebene des Subjekts bzw. des subjektiv begründeten Handelns und der subjektiven Orientierungen (vgl. Riegel 2016, S. 138). Winker und Degele sprechen dieselben drei sozialen Ebenen an, benennen sie aber als a) Ebene sozial konstruierter Identitäten (*Otheringprozesse*), b) Ebene symbolischer Repräsentationen (Verbindung zu Normen und Ideologien) und c) Ebene der sozialen Strukturen (Herrschaftsverhältnisse wie z.B. Heteronormativismen, Rassismen etc.) (vgl. Winker & Degele 2009, S. 18ff.; Ganz & Hausotter 2020, S. 80ff.). In dieses dreidimensionale Ebenenverständnis lässt sich auch Mecheril's Betrachtungsweise sozialer Zugehörigkeit einordnen (vgl. Kap. 3.5.2).